

Nadine Hostettler

Die Tigerin

Durch die Säulenhalle des Innenministeriums zog eine kleine bunte Gestalt. Die ersten Leute, die sie erkannten, begannen sich auf einen ihrer legendären Skandalauftritte zu freuen. Dann aber sahen sie das bis zum Hals hinauf geschlossene Kleid, und sie ahnten es: Irma Serrano, die berühmteste Frau von Mexico, war aus anderen Gründen gekommen. Sie betrat den Salon Juárez.

Es war der dritte Samstag im März, und Cuauhtémoc Cárdenas registrierte sich als Kandidat der großen linken Oppositionspartei für die Präsidentenwahlen. Keinem entging, daß Irma Serrano die ganze Zeremonie hindurch nicht von seiner Seite wich. Sie roch wie immer nach einem teuren Parfum, ihr Mund glänzte karminrot, und an den Füßen trug sie Katzenstiefel, doch ihr ganzes Benehmen war zahm. Vielen kam es vor, als ob sie die Rolle der sachlichen Politikerin geben würde. Sie war bekannt für ihr fast magisches Talent, alle paar Jahre mit einem neuen Leben an die Öffentlichkeit zu treten. So meisterhaft wie diesmal hatte sie jedoch den Zeitpunkt noch nie getroffen: Im Süden von Mexico hatte sich eine Indioguerilla gegen die Ungerechtigkeit erhoben, kurz darauf war der Präsidentschaftskandidat der Regierungspartei PRI ermordet worden, und niemand mehr wußte, was die Wahlen im August bringen würden. 1994 war ein historisches Jahr. Und Irma Serrano war dabei. Die Leute im Salon warteten.

Natürlich wußte wieder einmal niemand, wie sie es bis dahin geschafft hatte. Es war, wie alles in ihrem Leben, ein Geheimnis, bestenfalls ein Gerücht. »Ich muß eine Spur hinterlassen«, sagte sie mir bloß, als ich sie, fünf Monate vor ihrem Auftritt im Innenministerium, in ihrer Villa besuchte. Ich war nach Mexico zurückgekehrt in der wahnwitzigen Absicht, hinter den Mythos der Irma Serrano zu kommen. »Egal was es sein wird, ob gut oder schlecht«, fuhr sie fort, »ich muß etwas tun.« Ich fand sie auf der gedeckten Veranda, auf einer Chaiselongue ausgestreckt wie eine prächtige Raubkatze. Sie sah noch atemberaubender aus als auf den Bildern, die ich von ihr kannte. Kaum hatte sie mich begrüßt, vergaß sie

mich wieder. Sie dämmerte vor sich hin. Nur ab und zu öffnete sie ihre grünen und noch im Halbdämmer der Jalousien glühenden Augen. Dann gab sie einer der Frauen, die im Raum auftauchten und wieder verschwanden, einen Befehl. Oder sie klagte »Der Smog bringt mich um« und schluckte Aspirintabletten gegen ihr Kopfweh. Mit der Menge hätte man ein Pferd heilen können.

Ich sah sie so, wie alle sie sahen. Ihr Gesicht war zeitlos und ebenmäßig, und das Auffallendste waren das künstlich vergrößerte Stirnmal und die Lidstriche, die als dicke Schweife in die Schläfen hinausliefen. »Achte auf die Nase«, erinnerte ich mich an die Bemerkung einer Bekannten, »es ist fast nichts übriggeblieben, so oft hat sie sie operiert.« Ich sah ihren herrlichen Busen, der unter einem Indiowams atmete, und ich sah den perlenverzierten Unterrock unter ihrem Kleid glitzern. Vor mir lag, wie ein seltsames Wesen aus einer anderen Welt: die Tigerin. Sie trug ihren Kosenamen aufs prächtigste. Dabei war es weniger ihr sinnbetäubendes Äußere, das die Leute zwischen Bewunderung und Spott hin- und herriß, als ihre Unbezähmbarkeit und ihre Unerschrockenheit Männern und Macht gegenüber. »Es ist mir egal, was die Leute über mich denken«, sagte sie, als hätte sie meine Gedanken erraten. »Ich bin nur mir selbst verpflichtet.« Diese Einstellung hatte sie weit gebracht.

Sie war als Sängerin von Rancheroliedern viele Jahre lang durch ganz Mexico gereist und hatte die Leute durchaus zu begeistern vermocht. Dennoch war es ihr frühzeitig verleidet, wobei die Erkenntnis mithalf, daß es Bessere gab als sie. Eine Weile war sie dann dem berühmten Wandmaler Diego Rivera Modell gesessen. Danach hatte sie als Schauspielerin zu arbeiten begonnen. Was immer sie gerade war, stets schärfe sie dabei ihren feinen Sinn für oben und unten. Schließlich nahm sie sich den Präsidenten des Landes zum Geliebten und, Jahre später, einen Drogenboß. Ihre Reputation wuchs, zusammen mit dem Vermögen. Sie besaß Häuser, ein Revuetheater namens Fru Fru und eine direkte Verbindung zur Schwarzen Magie. »Was interessiert dich die Serrano. Sie ist verrückt«, sagten mir viele Leute, insbesondere die Männer, und lästerten über ihren unberechenbaren Charakter. »Sie ist ein Fossil. Ihre Zeiten sind vorbei.« Welch grobe Fehleinschätzung. Doch das ahnte in jenem Dezember noch niemand.

»Du denkst wohl, was für ein Schlappschwanz von Tigerin«, duzte mich Irma Serrano in der unbekümmerten lateinamerikanischen Art, lachte laut auf und schob die drei auf ihrem Schoß fiependen Yorkshirehündchen beiseite. Sie war aufgewacht, was das Gespräch mit ihr vollends verwirrend machte. »Du mußt wissen, ich bin faul«, verkündete sie. »Aber wehe, wenn ich zuschlage. Oder glaubst du etwa, daß ich mir diese Strichlein auf immer und ewig anpinseln werde? Ich, der Clown der

Leute? Niemals.« Ich brauchte sie bloß anzuschauen, um zu wissen, daß sie nicht spaßte.

Nach einer Weile erschien Catalina, die Gevatterin. Sie war eine unscheinbare Person, mit einem Kopf, der so schüttter aussah wie eine Waldlichtung. »Du hast Besuch, mein Herz«, zwitscherte sie. Ein Mann mit Goldketten um den Hals eilte auf Irma Serrano zu und küßte ihr die Hand. Er war ein Verehrer aus der Welt der Bohème.

»Was willst du denn hier?« fragte Irma Serrano gelangweilt.

»Was für eine Frage«, lachte er. »Herzliche Glückwünsche natürlich. Was werden Sie für Ihr Fest tun?«

»Ich hasse Dezember«, sagte Irma Serrano. »Es ist ein Scheißmonat, um Geburtstag zu feiern.« Sie drehte sich zu mir um. »Ich bin ein Mensch, der Hitze braucht.«

Von ihrer Sehnsucht nach Wärme sprechend, ließ Irma Serrano ihren Blick lange durch das Haus schweifen. Sie betrachtete die Hausbar mit dem ausgestopften Jaguarkopf, den goldenen Eßsaal, ein kleines Liebesgeschenk des Präsidenten aus dem Schloß Maximilians II., die blitzblank geputzten Marienstatuen und die Glasmützengnome. »Das ganze Zeugs wärmt mich zwar auch nicht«, seufzte sie, »aber wenigstens fühle ich mich nicht einsam. Ich kann nämlich mit den Möbeln reden«, sagte sie zu mir. »Das können Sie sicher nicht.« Ich saß schweigend da und dachte, daß sie der überraschendste Mensch war, den ich je kennengelernt hatte. Im selben Augenblick drehte sie sich in ihrer Chaiselongue um und rief mit der trostlosen Ungeduld der Hausherrin nach Berta, ihrer Indiaoangestellten. »Ich brauche jemand, der den Finger in die Wähl scheibe steckt und die Gäste zu meinem Fest einlädt. Wo ist Beltrán?«

»Er wartet seit zwei Stunden im silbernen Salon«, sagte Berta.

»Bring ihn her, aber beeil dich!«

Ein paar Minuten darauf betrat ein dünner Mann die Veranda, grüßte mit einem zerfahrenen Kopfnicken und öffnete seine Mappe aus abgewetztem Kunstleder: Der Buchhalter. Er sagte zu Irma Serrano, daß er die Verträge für den Hausverkauf in Cuernavaca mitgebracht habe.

Sie schrie ihn an: »Ich habe dir gesagt, komm ein anderes Mal damit!«

»Das ist nicht wahr«, hörte ich den Mann zu meiner Verwunderung widersprechen. »Wir haben uns heute noch gar nicht gesehen.«

»Wenn ich es sage, ist es wahr«, sagte Irma Serrano. »Überhaupt gehst du mir auf die Nerven.«

Sie untersagte ihm mit einer gebieterischen Bewegung ihrer Hand jede weitere Bemerkung und richtete ihre Augen ein paar Sätze lang dunkel auf mich. »Ich überlege mir die ganze Zeit, wie ich in die Politik rein-komme. Sie ist das einzige, was mich in meinem Leben jemals wirklich

interessiert hat.« Sie tönte so ruhig und bestimmt, daß ich glaubte, sie habe fern jeder Laune gesprochen. »Ach was«, kicherte sie in der nächsten Sekunde, »im Grunde genommen ist mir alles egal. Ich bin sehr verworren, obschon, ich bin auch sehr analytisch. Ich werde morgen über all das nachdenken.« Sie war zu ihrem Versteckspiel zurückgekehrt.

Catalina kam von irgendwoher im Haus zurück und sagte, sie müßten aufbrechen. Sie streckte Irma Serrano einen burgunderroten Fellmantel und einen Filzhut hin. Die Tigerin schimpfte über die Hetzerei, doch sie erhob sich aus ihrer Chaiselongue. Erst als sie stand, sah ich, wie klein sie war. Wir folgten ihr alle hinaus in den Garten. Unterwegs flüsterte mir der Buchhalter zu, er habe noch nie einen Menschen gekannt, der so viele Kleider besitze. »Sie hat über siebzig Paar Katzenstiefel.« Als ich ihn mißtrauisch anschaute, sagte er stolz, er habe sie selber gezählt, denn manchmal lasse ihn seine Chef in einem Tischchen neben ihrem Bett arbeiten, während sie sich herrichte.

Irma Serrano war beim weißen Suburban angelangt. Sie verabschiedete sich von mir mit einer Einladung zu ihrem Geburtstagsfest. »Wenn ich mich entschließen kann, es zu machen«, sagte sie.

So verging der Nachmittag, an dem ich Irma Serrano zum ersten Mal persönlich begegnet bin. Ich fuhr mit dem Buchhalter in die Stadt hinunter. Er erzählte mir, daß er sie in allem beriet, selbst beim Kauf neuer Tennisschuhe. Er schwärzte von ihren Kronleuchtern, die so kostbar waren, daß kein Reinigungsinstutut sie zu putzen bereit war. Und er sagte, daß sie auch ohne die ganzen Farben im Gesicht sehr schön sei. Der Mythos der Tigerin war mächtiger als alle Realität. Er hatte auch mich ergriffen.

Irma Serrano hielt sich an keine Zeit. Die Tage verstrichen, ohne daß ich sie sprechen konnte. Wenn ich anrief, hieß es, sie sei in ihrem Haus in Cuernavaca oder beim Jogging im Chapultepec-Park, mal duschte sie sich gerade oder hebelte sonst irgendwie am Leben herum. Es war mir egal. So war Mexico, und was war die Tigerin anderes als eine besonders üppige Blüte der tropischen Welt. Alle wußten etwas über sie zu berichten. Ich vernahm die Geschichte von Alberto Sicilia Falcón, dem Drogenboß, der nach seiner spektakulären Helikopterflucht aus dem Knast in ihrem Garten aufgetaucht war, um einen Koffer mit Geld abzuholen. Ich hörte, daß sie in einem runden Bett unter einem Muschelbaldachin schlief und daß sie in den Gärten ihrer Häuser Pflanzen für Hexenrituale zog. Die beste Bemerkung stammte von Berta: »An ihrer Seite zu leben ist wie ein Traum.«

Ihre Nachricht kam zwei Wochen später. Sie lud mich zu einem Mittagessen ein, das ein bekannter Impresario jedes Jahr vor Weihnachten zu Ehren der Schauspieler gab. »Als Künstlerin ist die Serrano soviel wert wie ein Erdnüßchen«, sagte mein Taxichauffeur auf dem Weg in den Süden von Mexico-Stadt. »Aber wenn es darum geht, über unsere Regierung die Wahrheit zu sagen, ist sie eine große Nummer.« Ich fand Irma Serrano gutgelaunt mit ihrer Gevatterin an einem der großen Tische des Festsaals. Sie kaute Tortillachips und schaute den jungen Starlets zu, die in ihren Röcken wie aufgeschreckte Papageien durch den Saal flatterten. Ab und zu trat ein Galan an ihren Tisch und küßte ihr die Hand. »Doña Irmita, all meine Bewunderung nur für Sie!«

»Danke.« Irma Serrano nickte mit dem Kopf. Sie wußte, daß sie längst nicht mehr die jüngste und schönste war. Doch sie besaß etwas, das verlässlicher war als Selbstgefälligkeit: ihre Legende.

Sie war um die fünfzig Jahre alt, so genau wußte es niemand. Bekannt dagegen war, daß sie im Bundesstaat Chiapas geboren worden war, auf dem Weg ins Spital, elf Monate nach ihrer Zeugung und sechs Kilogramm schwer. Sie war die einzige Tochter einer neunundvierzigjährigen herrschaftlichen Haciendabesitzerin und eines viel jüngeren und sehr schönen Poeten. Von ihrer Mutter hatte Irma Serrano die Sturheit geerbt. Vom Vater die Unabhängigkeit. Dieser hatte das Eheregime bald verlassen, und auch Irma Serrano war weggezogen in die Hauptstadt. Dort hatte es nicht lange gedauert, bis sie ihr von Natur blondes Haar pechschwarz färbte. Es war der Anfang ihrer Verwandlung in die Tigerin. Sie hatte nämlich beschlossen, daß nur eins sie zum Erfolg führen würde: Sie mußte anders sein. Bald erschien sie splitternackt und mit jungen Knaben zusammen auf der Bühne im Theater Fru Fru. Bald ließ sie sich von Ministern öffentlich Orangen schälen. Und nach einem Streit mit dem Präsidenten war sie unter dessen eheliches Schlafzimmerfenster gezogen und hatte, von einer Mariachikapelle begleitet, unanständige Lieder gesungen. Ganz Mexico hatte gelacht.

Auf der Bühne vorn kündigte der Conférencier eine Polkatänzerin an. »Sie ist noch ledig«, schrie er, »wenn also einer von euch Männern den Gockel spielen will.«

Irma Serrano grinste und blickte die Männer an ihrem Tisch an. »Fühlst du dich nicht viel zu schwach, wenn du kein Fleisch isst«, fragte sie einen jungen Journalisten und zeigte auf die Kürbisblüten in seinem Teller. »Ich schon.« Sie nagte am dritten Lammkotelett. »Aber so seid ihr Männer. Geht hin, veranstaltet Kriege, und dann eßt ihr nicht einmal Fleisch.« Die Leute brachen in schallendes Gelächter aus, doch Irma Serrano achtete nicht darauf. Sie pfiff einen Kellner herbei und zeigte auf die farbigen Scherenschnitte an der Decke. »Wo zum Teufel kauft man

diese Papierwimpel«, fragte sie den Mann und wandte sich an Catalina: »Ich könnte sie für mein Geburtstagsfest aufhängen, sie sind fröhlich.«

Sie begann eine umständliche Unterhaltung über Scherenschnitte und kam dabei auf die Idee, ihr Fest im Theater steigen zu lassen. Die rothaarige Schauspielerin neben ihr klatschte in die Hände. »Wunderbar«, rief sie, »dann läuft im Fru Fru endlich wieder mal was.« Irma Serrano blickte ihre Tischnachbarin beleidigt an: »Wie soll ich arbeiten, wenn unser wunderbarer Bürgermeister ausgerechnet vor meinem Theater eine Metrolinie gräbt.« Sie schimpfte über die Bauarbeiten und verkündete, daß sie die Carmen inszenieren wolle, aber nicht als Oper, sondern als Drama zu Rumba und Flamenco. »Ich selbst werde die Carmen spielen.« Unüberhörbar fügte sie an: »Es wird mein Abschied von der Bühne sein.«

»Donnerwetter«, spottete der junge Journalist, »und wo werden wir Sie in Zukunft finden, bei den Eisenbahnen?« Die Runde grinste. Irma Serrano hatte sich zwei Jahre zuvor von der Partei der Eisenbahner als Kandidatin für den Senatorensitz von Chiapas aufstellen lassen; eine lachhafte Kandidatur für eine Bande von Nichtsnutzen.

Irma Serrano schenkte ihm keine Aufmerksamkeit, denn dazu war sie zu stolz. Sie legte neues Karminrot auf die Lippen, zog ihr Bolerojäckchen über und stand auf. »Wir müssen weiter. Laßt es euch wohl ergehen«, sagte sie mit tiefer Stimme und rauschte ab. Catalina und ich folgten ihr.

Auf dem Periferico, mitten im schlimmsten Verkehrschaos, sagte sie wie aus heiterem Himmel: »Mexico ist schon recht. Aber es wäre noch besser, wenn es weniger von diesen Leuten gäbe, die nicht weiß sind.« Sie stippte mit ihrem Plateauabsatzschuh sachte an das Bein des Chauffeurs. »Diese kleinen Braunen wie Roberto.« Die Bemerkung war schlimmer als böse, sie war voll von der Verachtung, wie sie viele Mexikaner für die Indios empfinden.

»Hör mal, es haben nicht alle dieselben Gelegenheiten im Leben, um was aus sich zu machen«, mischte sich Catalina ein.

»Ach was«, trotzte Irma Serrano, »jedermann kann versuchen vorwärtszukommen. Oder glaubst du etwa nicht?« fragte sie mich.

»Sehen Sie«, wich ich aus, »es wäre gut, wir könnten zusammen sprechen.« Ich erinnerte sie daran, daß sie mir eine Unterredung versprochen hatte. Nur sie und ich.

»Ja ja«, sagte sie lustlos.

Zwei Wochen lang versuchte ich vergeblich, sie zu sprechen. Je stärker ich das Gefühl hatte, sie entgleite mir, desto mehr nahm sie von mir Besitz. Dabei spielte nicht nur der Wunsch, näher an sie heranzukommen und mehr über ihre mysteriösen politischen Pläne zu erfahren, eine

Rolle. Da war auch meine Wut darüber, daß immer alles nach ihrem Willen ging.

»Sie kamen in mein Haus ohne Bleistift und ohne Kamera«, sagte sie, als ich sie endlich ans Telefon kriegte. »Was für eine Journalistin sind Sie eigentlich, und was wollen Sie von mir?« Sie begann über die Küchenschaben von Journalisten herzuziehen.

Ich unterbrach sie: »Bei unserer ersten Begegnung sagten Sie, es kümmere Sie einen Dreck, was ich vor habe. Sie wollten nichts wissen. Also beleidigen Sie mich jetzt nicht.«

Wir stritten uns herrlich.

»Es ist gut«, lachte sie schließlich. »Kommen Sie heute um fünf Uhr vorbei.«

Sie hatte Verspätung wie immer. Berta führte mich durch die Räume, die mehr an ein Kuriositätenmuseum erinnerten als an einen Ort, wo Menschen lebten. »All diese Dinge«, sagte die Angestellte, »unsereins fragt sich, wie ist es möglich, so viel zu besitzen.« Sie erzählte, daß sie Irma Serrano bei allem half, beim Baden, beim Anziehen, beim Schminke und abends beim Ausziehen. Es war ein endloser Rosenkranz von Tagespflichten. »In all diesen Jahren habe ich sie nicht ein einziges Mal ein Gefühl verraten sehen«, sagte Berta. »Sie ist ein einsamer Mensch. Ich habe daheim in Chiapas wenigstens meine Kinder.«

Berta wurde in die Küche gerufen. Während ich auf einem Sofa wartete, kehrte die Erinnerung an einen Nachmittag zurück: den Nachmittag meiner Schande. Es war vor fünf Jahren gewesen, in jenem Frühling, als eine Satanssekte mit ihren Menschenopfern die Mexikaner aufschreckte. Eines Tages meldeten die Zeitungen, daß Irma Serrano in die Geschichte verwickelt sei. Ich lebte damals in Mexico und hatte längst von ihr gehört. Die Satansaffäre gab den Ausschlag: Ich wollte sie kennenlernen. Unter dem blödsinnigen Vorwand, mit ihr über Revuetheater in Mexico sprechen zu wollen, kam ich zu einem Termin. Eine Angestellte führte mich in einen Salon in der Nähe des Schwimmbeckens und befahl mir zu warten. Ich betrachtete die Porträts der Tigerin an den Wänden, staunte über die Engel mit den Greisengesichtern und amüsierte mich über den Holzteufel mit dem erigierten Penis. Bald läutete ein Telefon, dessen Standort ich nicht finden konnte. Bald klirrte leise der Kronleuchter. Und nach etwa einer Stunde begann ich süßlichen Duft zu riechen. Der Raum wurde mir ungeheuer. Ich rief nach dem Hausmädchen. Aus dem Obergeschoß ertönte gedämpftes Lachen. Mir verging der letzte Rest von Reporterneugier, ich eilte von Tür zu Tür – jede war verriegelt. Irma Serrano hielt mich in ihrem Schreckenslabyrinth gefangen! Der Gedanke, daß keiner meiner Freunde wußte, wo ich war, flößte mir Todesmut ein. Ich näherte mich dem Satan und zwang mich an

seinem immensen Schwengel vorbei zu einer kleinen Tür. Sie war offen.

»Glaubst du das ganze Geschwätz über meine Hexenkräfte wirklich?« fragte mich Irma Serrano mit ruhiger Stimme. Sie war eingetroffen, über eine Stunde zu spät.

»Sie haben damals im Büro des Staatsanwalts Ihre Schulter entblößt und das Zeichen Ihrer Initiation in den Satanskult gezeigt«, sagte ich.

Sie grinste. »Ich habe mir einen Scherz erlaubt. Ich möchte den Staatsanwalt nicht.«

»Weshalb wurde dann Ihr Name im Zusammenhang mit der Sekte genannt?«

»Weil meine Präsenz allen möglichen Dingen Würze gibt«, antwortete sie vergnügt. »Ich dagegen habe die Öffentlichkeit nie gesucht.«

Jetzt war ich es, die lachte. Sie hatte drei Bücher über ihr Leben publiziert. »Das ist etwas ganz anderes«, sagte sie mit Schärfe in der Stimme. »Kennen Sie sonst jemanden in Mexico, der die Regierung so offen kritisiert wie ich, besonders in meinem letzten Buch?«

Es hieß *Eine Verrückte in der Politik* und war die unsägliche Geschichte von ihrer Wahlkampftournee durch Chiapas. Sie war mit ihrem kleinen Troß Getreuer von der Sierra bis ans Meer hinunter gereist, hatte in jedem Dorf ein Podest bestiegen und die Indios beschimpft, weil sie sich von der Regierungspartei betrügen ließen. »Nimm Berta«, sie zeigte auf ihre Angestellte, die eben den Kaffee auftrug, »sie ist auch so ein Trottel. Sie glaubt diesen Würmern von PRI-Politikern jede Lüge. Ich will mithelfen, das zu ändern.« Berta schwieg ihr jahrhundertealtes Indiolächeln.

»Sie springen hart um mit Ihren Leuten«, warf ich ein.

»Ich kritisiere sie, aber ich kämpfe auch für sie, und in Chiapas bin ich große Risiken eingegangen.« Dank ihrem Buch wußten wir alle, daß ihr Camion während des Wahlkampfs angerempelt worden war, wobei einer ihrer Mitarbeiter einen Arm verloren hatte, und daß sie entführt worden war. »Und wozu all dies«, sagte sie bitter, »damit Talamantes mich verrät.« Zu spät hatte sie gemerkt, daß der Präsident der Eisenbahnerpartei sie als Lockvogel für den Stimmenfang benutzt und hinter ihrem Rücken Verhandlungen mit der Regierungspartei geführt hatte. Doch sie war jemand, der erst bei Widerstand zur vollen Form auflief. Und so war sie im Senat aufgekreuzt, hatte geschrien, sie habe die Wahlen gewonnen, und die anwesenden Senatoren als korrupte Schnarchsäcke beschimpft. »Ich habe keine Angst vor unserer Tyrannenregierung«, sagte sie zu mir.

Sie schlürfte ihren Kaffee. Mir fiel ein, daß ich Leute getroffen hatte, die behaupteten, sie habe ihren Auftritt im Senat erfunden. Andere wie-

derum wollten sie mit eigenen Augen gesehen haben. So war die Welt der Tigerin. So war Mexico. Ich sagte nichts.

Es gab so viel Unverständliches in ihrem Wesen, auch an jenem Abend, als wir in der Intimität ihres goldenen Salons miteinander sprachen. Doch es gab auch die Augenblicke, da sie etwas von sich zeigte, wie jenen, als sie sagte, daß es im Grunde genommen in ihrem Leben nur wenige Männer gegeben habe. Sie seufzte. »Es ist besser, von der Liebe bloß zu träumen.«

Ich staunte. »Höre ich leise Feigheit aus Ihren Worten?«

»Ja«, sagte sie nachdenklich. »Aber wer weiß, vielleicht ist es ja Reife.« Sie betrachtete die Ringe an ihren Fingern und fügte lächelnd hinzu: »Was sollen diese Gedanken. Ich bin lieber wütend als traurig.«

Ich wollte etwas sagen, aber sie war schneller. »Um die Frauen in diesem Land steht es noch trauriger als um die Indios.« Sie überließ sich der Wut: Nur die Männer kämen vorwärts, während die Frauen heiraten und tausend Idioten von Kindern zeugen müßten, um etwas zu gelten. »Wenn ich wunderbarerweise Präsidentin von Mexico wäre«, sagte sie, »würde ich alle Männer sterilisieren. Um nicht so viele Gebärmütter zu opfern.« Sie lachte. »Und nach drei Tagen würde ich zurücktreten. Ich mag nur den Kampf.«

»Was haben Sie eigentlich vor?« fragte ich.

»Du bist vorwitzig.« Irma Serrano richtete sich in ihrem Sessel auf, und die Spiegel des Hauses warfen ihr Bild zurück, das Bild der berüchtigten Frau von Mexico. »Wir alle hier sind verwirrt«, sagte sie. »Niemand mehr weiß, wie es weitergehen soll. Ich auch nicht.«

Sie schnappte sich eines der drei Yorkshirehündchen, die um ihre Stiefel herumkrabbelten, und streichelte es lange. »Wenn ich jetzt sterben müßte, wäre ich frustriert«, sagte sie leise. »Ich habe noch nichts vollbracht. Wozu bin ich schon gut gewesen.«

Vom Fenster her drang der kühle Wind des mexikanischen Hochtals in den Raum. Irma Serrano zog fröstelnd den Wollschal um sich und stand auf. »Erst muß ich mal Dezember überleben, dann sehe ich weiter«, lachte sie. Unser Gespräch war beendet. Sie begleitete mich durch das grabstille Haus zum Ausgang. »Irgendwas werde ich anfangen mit meiner Lebenskraft«, sagte sie. »Denke nicht, daß ich verrückt bin.«

Als Berta das Gartenportal aufschloß, hörte ich durch die Palmen hindurch zum letzten Mal ihre rauhe Stimme: »Wenn ich ein Geburtstagsfest mache, lade ich dich ein.«

Mein Eindruck ist, daß sie stinknormal ist. Oder wie es die mexikanische Fotografin Frida Hartz gesagt hat: »Wäre die Serrano ein Mann, sie wäre der größte Macho, der in diesem Land rumläuft.«

Ich sah sie nicht mehr. Kurz vor meiner Abreise nach Europa erfuhr

ich jedoch noch, daß sie ihren Geburtstag tatsächlich gefeiert hat. Es gab Bohnen und Huhn in scharfem Kakaosud.

Der dritte Samstag im März kam und mit ihm die unglaubliche Nachricht: Die Tigerin wollte erneut Senatorin werden. Diesmal war es jedoch die große linke Oppositionspartei des Landes, die sie offiziell zur Kandidatin für Chiapas bestimmte. Als Irma Serrano an der Seite von Cuauhtémoc Cárdenas aus dem Salon Juarez trat, jubelten ihr die Leute zu. Sie dankte mit einem leichten Kopfnicken und näherte sich einem Mann in Maske und Ringeruniform. Es war Superbarrio, Held der Vergessenen und Entrechtern. Sie begrüßte ihn mit einem Kuß und seufzte in die laufenden Fernsehkameras: »Aii, noch ein Kapuzenträger.« Der letzte der neugierigen Gaffer vor dem Innenministerium wußte, daß sie auf den Kandidaten der Regierungspartei anspielte, der vom scheidenden Präsidenten im geheimen bestimmt wurde. Irma Serrano strahlte. Ein neues Leben hatte angefangen.

Nachtrag: Irma Serrano hat die Wahl gewonnen. Sie ist seit dem 1. November 1994 Senatorin für Mexicos große linke Oppositionspartei PRD.